

# Illustrirte Zeitung für Kleine Leute



Die Webersink oder Webersinken.





## In die weite Welt hinein.

Von Cäcilie Mölke.

Der Rahn schaukelte ruhig auf dem Wasser. Felix und ich standen davor und schauten in die Wellen, die träge einzelne Blätter und Büschel von Gras mit sich führten.

„Schau,“ sagte er zu mir, „überall, wo die Heuernte angefangen hat, hat der Fluß einen kleinen Theil der Ernte geraubt. Der Flußnix hat gestohlen, denn er will auch etwas haben, weil seine Wasser das Land bespülen und fruchtbar machen. Wo mögen alle die Heubündelchen herkommen?“

„Wo sie herkommen mögen, interessirt mich nicht so sehr; da sehe ich lauter langweilige Wiesenstrecken vor mir, eine wie die andere, darauf arbeiten die Schnitter und klagen über die Hitze, es mag ja heute kaum zu ertragen sein. Nein, ich möchte lieber wissen, wohin sie ziehen, möchte mit ihnen die Länder durchreisen und die Dörfer und Städte beschauen, mit ihnen in den großen Fluß schwimmen und mich in's große, schöne Meer verlieren.“

Wir schauten beide in die Wellen und sahen nach dem Rahn, der behaglich sein Schaukeln eingestellt hatte, denn er war ganz an das Land angetrieben und saß auf dem flachen Ufer fest, uns einladend seine ganze Breitseite zulehrend. Felix's und meine Gedanken begegneten sich in diesem Augenblick gewiß. Es wäre doch gar zu schön, wenn wir den Heubündeln nachfolgend im Rahn den Fluß hinabfahren könnten. Der Rahn war noch nicht lange in unserm Besitz, aber wir hatten doch schon zuweilen kleine Lustfahrten unternommen. Weiter als eine halbe Stunde Entfernung waren wir freilich noch nicht gekommen. Dort lag eine Mühle, nach der wir zuweilen gefahren waren. Im Schatten prächtiger hoher Buchen hatten wir gerastet, frische Milch getrunken, mit den großen Hunden der Müllerin gespielt, dann hatten wir umgelenkt und ruderten wieder heim. Das war Alles ganz hübsch für's erstemal, aber etwas Besonderes war es nicht, Felix und ich hatten gar große Lust nach Abenteuern und wir wollten immer gern etwas Besonderes erleben. Auf

unsere Frage, warum wir nie weiter als bis zur Mühle führen, bekamen wir stets dieselbe Antwort: „Da kommt dann das große Wehr und da geht's eben nicht weiter,“ und damit war alles weitere Fragen abgeschnitten.

„Warum soll es nur hinter der Mühle nicht weiter gehen?“ frug ich Felix, „weißt Du es nicht?“

„Nein, weiß es eben auch nicht, denke aber, man könnte die Sache einmal einfach untersuchen!“

„Ja, aber wie?“ frug ich leise und schüchtern, ich war ja doch nicht so unternehmend wie mein Bruder. Da lag der Rahn — so einladend und bequem hatte er sich unter das schattige Gebüsch geschoben. Felix schaute ihn und mich an.

„Wollen wir denn nicht einmal sehen, wie es weiter wird, wenn wir über das Wehr hinabgeglitten sind? Komm Helene!“ Schon hatte er das Ruder ergriffen.

„Aber Felix, ist's nicht Unrecht?“

„Weißt Du was, wir schreiben auf einen Zettel, wohin wir gefahren sind. Der Vater hat es uns ja nicht verboten in den Rahn zu steigen, und wir bleiben auch gewiß nicht lange.“ Er riß eine Seite aus seinem Notizbuch und schrieb darauf: Für ein Stündchen Abenteuer suchend, kehren bald wieder zu Euch zurück Felix und Helene. Den Zettel befestigte ich mit einer Stecknadel am Weidenbaum und suchte mein Gewissen mit Felix Worten zu beschwichtigen. Felix ergriff das Ruder und ich setzte mich in des Rahnes Spitze und sachte trieben wir stromabwärts durch die grünlichen Fluthen des Flüsschens, als treue Begleiter neben uns die frischgrünen Grasbündelchen auf den Wellen. Ach, war das prächtig! Die Bäume, die am Ufer standen, begrüßten uns wie alte Bekannte, zuweilen sahen wir ein hungriges Fischlein schnappen, einmal flog scheu und behende ein wunderschöner blauer Eisvogel durch die niedern Weiden. Jetzt kamen wir an die Mühle, die freundlich und einladend am Wasser lag. Der große Hund lag ausgestreckt am Ufer und



blinzelte uns bekannt zu. Ich frug Felix, ob wir hier nicht anlegen wollten.

„Ach gar, jetzt kommt erst das Schöne und Interessante, jetzt kommt das, was uns in der Welt noch unbekannt ist.“ Mir pochte das Herz wieder, war es, weil ich Gefahr ahnte, war es, weil wir Unrecht thaten?

Ueber uns wölbten noch immer Buchen und Eichen ihre schattigen Zweige, und wir merkten nicht, daß ein Gewitter am Himmel aufgezogen war. Wir waren schon ein großes Stück von der Mühle entfernt, da schreckte uns der Sturm, der in den Wipfeln sauste, aus unserm behaglichen Schauen und Schwagen.

„Helene, jetzt bekommen wir einen Seesturm, alle Mann auf Deck,“ kommandirte Felix, noch immer lustig und übermüthig, und versuchte den Rahn zu lenken.

„Ach Felix,“ fing ich zu jammern an, als ich seine vergeblichen Anstrengungen sah, „wie wird es ablaufen, wären wir doch zu Hause geblieben.“ Die Strömung war sehr stark an dieser Stelle des Flusses, pfeilschnell schossen die Heubündel vorüber, wir ihnen in ziemlicher Geschwindigkeit nach.

„Du, ich glaube, wir sind in den Maelstrom in Norwegen gerathen,“ scherzte Felix, der meine Angst bemerkte, „oder Scylla und Charybdis haben sich aus dem Alterthum in die Neuzeit begeben und an unserm Flüschen stationirt.“

„Felix, mach' doch keinen Unsinn, ich bin in größter Angst und Du bist auch nicht mehr weit davon. Was wird daraus noch werden!“

„Das ist doch einmal ein Abenteuer, wie wir es gewollt.“ Er strengte sich an und helle Schweistropfen liefen ihm über die Stirn bei diesen Worten.

Platsch, platsch, — die ersten großen Tropfen fielen auf's Wasser, jäh zuckte ein Blitz durch die Luft und knatternd und krachend folgte fast augenblicklich der Donnerschlag.

Felix und ich fürchteten uns nie vor dem Gewitter. Wie gern standen wir im Schutz unseres Hauses am Fenster und sahen nach der wunderschönen Zickzacklinie des Blitzes und mit

angenehmem Grausen hörten wir den grollenden Donner, wir lachten unsere Schulgefährten aus, von denen einer einmal sich von seinem Röschchen alle blanken Knöpfe abgeschnitten hatte, weil er gehört, Metall ziehe den Blitz an, und gar erst einen andern, der sein Taschenmesser in sechs Papiere wickelte, damit es der Blitz ja nicht in seiner Tasche vermurte — heute aber lachten wir nicht. Felix strengte sich noch immer an, den Rahn zu lenken, aber seine Steuermannskenntnisse hatten ihn ganz verlassen; ich saß zitternd und stumm und ließ mir die Regentropfen über Haar und Gesicht rinnen, ohne sie wegzuwischen. Es hätte auch nichts genügt, denn es fing an gar gewaltig zu gießen, und ich schloß ergeben meine Augen.

„Herr Gott, da sind wir ja am Wehre!“ schrie Felix plötzlich.

Der Ausruf klang mir wie ein Todesurtheil, still faltete ich meine Hände. Felix legte das Ruder in den Rahn, blaß und traurig sah er mich eine Weile an, dann schlossen wir beide die Augen. Einen Augenblick lang dachte ich an die Eltern daheim, dann vergingen mir die Sinne. Da war es, wie wenn ich im Schlaf einen plötzlichen Fall thue, ein Zucken ging mir durch den Körper, und sicher war der Rahn mit den jetzt gelbschäumenden Fluthen über's Wehr hinabgesaust.

„Helene,“ jubelte Felix auf, „mach Deine Augen auf, sieh mich an, daß ich weiß, Du bist gesund und wohl, wir sind glücklich hinübergekommen!“ Die Lebensgeister wachten in mir wieder auf, ich schaute mich um und suchte die Ufer zu erkennen.

„Gefahr gäbe es nun keine weiter,“ sagte Felix, „aber wir können jetzt auch nicht wieder umkehren. Vorwärts, vorwärts und in die Nähe menschlicher Wohnungen. Ueber's Wehr können wir nicht zurück und überhaupt bin ich zu schwach den Rahn stromaufwärts zu leiten bei solchen Wasserfluthen. Zammere nicht, Helene, wir sind ungehorsam gewesen und wollen unsere Strafe leiden. Guck nur, ich dünkte, dort hinten käm ein heller Streif, in einer Viertelstunde ist Alles vorüber.“ (Fortsetzung folgt.)



## Magelone.

Von L. Bier.

(Schluß.)



Magelone hatte lange und süß im Walde geschlafen. Als sie aber erwachte und Niemand an ihrer Seite sah, bemächtigte sich ihrer eine tiefe Traurigkeit. Das Fehlen der Ringe bemerkte sie sofort und dachte anfangs, daß Peter treubruchig geworden und sie verlassen habe. Doch bald gab sie solche arge Gedanken auf. Da ihr zu Hause ein böser Empfang seitens des erzürnten Vaters gewiß war, beschloß die Prinzessin, in die weite Welt zu gehen, um den Geliebten zu suchen. Nachdem von ihrer Hand die Pferde der Zäume ledig gemacht worden waren, damit die Thiere ungehindert fressen und fortlaufen könnten, zog sie zu Fuße durch den Wald und kam endlich auf eine Heerstraße, die nach Rom führte. Darauf tauschte die Prinzessin mit einer daherkommenden Pilgerin die Kleider



Magelone begegnet einer Pilgerin.

aus und wanderte durch Italien nach Frankreich, der Heimat ihres Geliebten. In der Provence angekommen, erkundigte sich die Prinzessin nach dem regierenden Grafen sowie dessen Gemahlin und erfuhr, daß beide voller Liebe und Güte gegen ihre Unterthanen wären. Da nun Magelone noch im Besitze aller mitgenommenen Schätze war, so ließ sie ein Spital bauen, in welchem arme Kranke Aufnahme fanden, und

nannte es St. Peter. Dieses Spital kam bald, wegen der guten Pflege, die dort die Kranken genossen, in einen besonderen Ruf, also, daß auch der Graf und die Gräfin von der Provence es zu besuchen für geboten hielten. Bei diesem Besuche lernte die Mutter Peters die schöne Magelone kennen. Beide fanden aneinander großes Wohlgefallen, insbesondere faßte die Gräfin zu der frommen Stifterin des Spitals ein besonderes Zutrauen und erzählte ihr von der großen Betrübniß, in welche sie durch das lange Ausbleiben ihres Sohnes versetzt worden sei.

Diese Betrübniß sollte aber immer noch größer werden. Eines Tages nämlich fingen die Fischer einen besonders großen und schönen Fisch. Weil derselbe aber so außergewöhnlich groß war, beschloßen sie, denselben ihrem verehrten Herrn, dem regierenden Grafen zu schenken. Als nun der Koch den Fisch ausnahm, fand er in dessen Magen einen rothen Zindel mit drei kostbaren Ringen. Dieser seltene Fund wurde der Gräfin gezeigt, welche in den Ringen diejenigen wieder erkannte, die sie einst ihrem Sohne eingehändigt hatte. Nun schien es ihr und ihrem Gemahle gewiß, daß der einzige Sohn auf der Meerfahrt verunglückt sei und geriethen beide darob in große Trauer. Solches klagte die Gräfin auch der frommen Magelone, welche die ihr gezeigten Goldreifen nur zu gut kannte. Obgleich Magelone bei der Mittheilung über die Art des Fundes heftig erschrocken war, suchte sie doch die tiefbetrübte Mutter nach Kräften zu trösten. Als sie aber allein in ihrem Kämmerlein war, wurde ihr Kummer und ihre Trauer desto größer. „Herr, allbarmherziger Gott!“ so betete sie, „wenn mein Geliebter noch lebt, so führe ihn wohlverwahrt und glücklich zu den Seinen; wenn er aber todt ist, so erbarme Dich gnädig seiner Seele und nimm auch mich bald von hinnen, daß ich mit ihm durch Deine gnädige Vaterhand wieder vereinigt werde!“

Unterdessen lebte Peter noch immer am Hofe des Sultans von Babylon. Da der Sultan wohl gemerkt hatte, daß Peter klug und in



allen Dingen wohl erfahren und treuen Herzens war, so betraute er ihn oft mit dem Erlebigen wichtiger Angelegenheiten. Da nun Peter stets das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte, so stieg er immer höher in der Gunst seines Herrn, der ihn zuletzt gar nicht mehr wie einen Untergebenen, sondern wie einen lieben Anverwandten behandelte. Als einst der Sultan bei besonders guter Laune war, wagte es Peter, um seine Freilassung zu bitten. Obgleich der Sultan wohl wußte, daß er nie einen bessern Diener, als Peter, haben werde, erfüllte er doch um der Treue willen, die Peter stets geübt hatte, den Wunsch des Bittenden und beschenkte ihn außerdem mit einer Menge Gold, Kleinodien, prächtigen Gewändern und Kostbarkeiten mancherlei Art. Peter schiffte sich nun in Alexandrien ein und kam nach vielfachem, unterwegs erlebtem Ungemach in der Provence an. Weil er aber auf der Reise heftig krank geworden war, so riefen ihm die Schiffsleute, in das Spital von St. Peter zu gehen, denn dort erhalte jeder Kranke die vorzüglichste Pflege. Peter folgte der Weisung und fand Aufnahme in dem Hospital. Er sah so elend aus, daß ihn Magelone nicht erkannte, aber auch Peter ahnte nicht, daß die im Pilgergewande und Schleier einherwandernde Vorsteherin des Spitals seine heißersehnte Braut sei. Nach und nach kam Peter, Dank der guten Pflege, immer mehr zu Kräften. Als er nun eines Tages in seinem Bett lag, seufzte er oft und tief auf. Das hörte Magelone, die gerade in das Zimmer gekommen war und fragte ihn, ob er Schmerzen habe und warum er so herzbrechend geseufzt hätte. Daraufhin berichtete Peter, ohne aber nur einen Namen zu nennen, all sein gehabtes Glück und Unglück. Da erkannte Magelone erst, wen sie gepflegt hatte, und ihr Herz war tief bewegt. Weil Peter aber noch krank und schwach war, gedachte Magelone sich ihm nicht gleich erkennen zu geben, sondern noch einige Tage zu warten. Während dieser Zeit hatte sie ihre Zimmer köstlich schmücken lassen, auch für sich selbst schöne, glänzende Kleider besorgt, wie sie einer Königs-tochter ziemten. Als nun der Ritter so weit gesundet war, daß er wieder aufstehen und umhergehen konnte, hieß sie denselben in ihr Zimmer

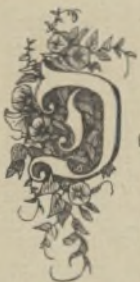
kommen und trat, nachdem sie sich im Nebengemach geschmückt, auch ihr langes, goldgelbes Haar losgebunden und in schöne Locken geordnet hatte, herein und vor ihren Geliebten. Peter war anfangs vor freudigem Schreck ganz erstarrt, denn er erkannte sofort seine Braut, dann aber fiel er ihr um den Hals, herzte und küßte sie unter Thränen. Nachher aber setzten sie sich nebeneinander, erzählten gegenseitig von ihrem gehabten Unglück, von ihrer Sehnsucht, von ihrem jetzigen Glück, weinten und lachten, klagten und jubelten und konnten kein Ende finden des Erzählens.

Peter erholte sich unter dem Einbrücke der ihm widerfahrenen großen Freude bald völlig von seiner Krankheit und gelangte nach kurzer Zeit wieder in den Besitz seiner ganzen Kraft und jugendlichen Schönheit. Hierauf zogen beide, Peter und die schöne Magelone, nach dem Residenzschlosse des Grafen von der Provence. Peters Eltern waren ganz außer sich vor Freude, den todtgeglaubten Sohn gesund wieder zu haben und fielen ihn einmal um das andere um den Hals. Als er ihnen dann in der schönen Begleiterin die Prinzess Magelone, seine verlobte Braut, vorstellte, herzten und küßten sie auch diese, wunderten sich aber, daß ihnen deren holdseliges Antlitz so bekannt vorkam. Da erzählte denn Magelone, daß sie die Vorsteherin des Spitals von St. Peter sei und um ihres verlorenen Bräutigams willen stets Trauerkleider und Pilgrimsgewandung getragen habe.

Bald wurde die Hochzeit beider gefeiert und zwar mit einer nie dagewesenen Pracht. Die ganze Grafschaft feierte die Festtage jubelnd mit. Bald kamen auch Briefe von dem Königs-paare von Neapel an, denn der alte Graf von der Provence hatte die Eltern Magelonens von deren Vermählung geziemend in Kenntniß setzen lassen, in denen dem jungen Paare Glück und Segen gewünscht und volle Verzeihung für alles Geschehene gewährt wurde.

Peter und Magelone führten ein glückliches Leben und bekamen einen Sohn, der wurde der schönste Ritter weit und breit und später, nach dem Tode seiner Eltern, ein König von Neapel und Graf von der Provence.





## Die Webervögel oder Weberfinken.

Von Karl Weiße.

(Zu dem Bilde Seite 337.)

Der berühmte Volkschriftsteller Hebel stellt einmal allerliebste Betrachtungen über ein Finken-nest an. Er beginnt: „Wenn der geneigte Leser ein Finkennest in die Hand nimmt und betrachtet's, was denkt er dazu? Betraut er sich, auch so eins zu stricken, und zwar mit dem Schnabel und mit den Füßen? Der Hausfreund glaubt's schwerlich. Ja, er will zugeben, der Mensch vermag viel. Ein geschickter Künstler mit zwanzig seiner Instrumentlein kann nach viel mißlungenen Versuchen zuletzt Etwas herausbringen, das einem Finkennest gleichsieht. Als dann bildet er sich etwas ein und meint, er sei auch ein Fink. Guter Freund, dazu gehört noch viel. — Wisse, daß ein herzugelassener Fink das Nest für Puscherei erklären würde.“

Wie würde Hebel erst staunen, wenn er das Nest eines Webervogels gesehen hätte! Die Finken, Meisen, Schwalben und andern Vögel kommen mit ihrer Kunst den Webervögeln oder Weberfinken auch nicht im Geringsten gleich. Da sind sie nur arme Stümper, welche beschämt zurücktreten müssen. Der Webervogel ist der Obermeister in der Baukunst unter den Vögeln. Bekannt ist derselbe erst seit der Zeit, da die Europäer unterm heißen Aequator in das Innere Afrika's eingebracht sind. Das ist ungefähr dreißig bis vierzig Jahre her. Der berühmte Reisende Paul du Chaillu, der auf dem Gabun, einem nicht unbedeutenden Ströme, Afrika erforschte, schrieb: „In der Nähe meiner Wohnung wimmelt es von großen Mengen Webervögeln, von denen zwei verschiedenen gefärbte Arten friedlich neben einander nisten. Sie sammeln die langen Fasern der Palmen- und Bananenblätter und verstehen daraus ein kugelförmiges Nest zu flechten, das sie am Ende der Baumzweige aufhängen, die Eingangsöffnung nach unten gekehrt, um gegen Baumschlangen und Regengüsse geschützt zu sein. Es ist ein allerliebster Anblick, die flinken Vögelchen arbeiten zu sehen. Da sie im Laufe des Jahres mehreremal brüten, je zwei Eier,

für jede Brut aber neue Nestarbeit nöthig haben, so sind sie fast ununterbrochen thätig. In einem großen Baume habe ich gegen 2000 solcher Nestbeutel gezählt.“

Nach Herrn Paul du Chaillu's Reise sind viele andere unerschrockene Männer in die Länder der schwarzen Menschen unter'm Aequator gegangen und haben uns sichere Kunde über die Webervögel gebracht. Ja, es sind sogar diese Vögel uns zugeführt. Liebhaber der Vögel pflegen sie in großen Vogelbauern und können in ihrer Stube mit eigenen Augen dem Nesterbau dieser fleißigen Vögel zuschauen.

Sehen wir zu, was im Allgemeinen von den Webervögeln bekannt ist.

Mit Recht heißen sie auch Weberfinken, weil sie in ihrer äußern Gestalt mit ihrem gedrunghenen Körper den Finken gleichen. Ihr Schnabel ist kegelförmig, also ein Kegelschnabel, der am Kopfe dick ist und nach der Spitze zu sich schlang zuspitzt, auch etwas abwärts biegt. So ist der Schnabel fest und doch auch spitz und zum Flechten und Weben ganz geeignet. Die Füße sind schwach und mit starken Krallen besetzt. Es ist das gut, da die Vögel mit denselben viel zupfen, rupfen und flechten müssen. Das Gefieder ist bei einzelnen Vögeln mehr gelb, bei anderen mehr braun oder schwarz. Es gibt viele Arten Webervögel. Wir merken uns davon:

1. Den geselligen Webervogel. Er wird so groß wie ein Sumpel, sieht am Kopfe und Halse olivenbraun und am Unterkörper hellgelb aus. Auf dem Rücken sind die Federn hell eingefärbt. Diese Vögel leben nur in Schaaren beisammen, suchen sich gemeinschaftlich einen Baum aus, dessen Aeste gleichmäßig um den Stamm herum stehen und weben zuerst ein großes Dach im Kreise um den Baum, das von den Nesten gehalten wird. Gar häufig kehrt bald eine zweite Kolonie Webervögel ein, die über dem ersten Dache ein zweites anlegt. Nun baut jedes Vogelpaar sich ein besonderes Nest, das unter dem Dache befestigt wird. Die Eingangsöffnungen sind nach unten. Weil für die



nächste Brut neue Nester angelegt werden, darum bricht endlich unter der Last der Nester der ganze Bau zusammen. Das macht den Vögeln wenig Sorge, denn in Kürze haben sie an einem andern Baume ein neues Dach aufgebaut. Das Bauen und Weben ist den Webervögeln die größte Lust.

2. Der gelbköpfige Webervogel. (Siehe die Abbildung Seite 337.) Er ist ein schön gelber Vogel mit braunem Rücken. Paul du Chaillu hat denselben beobachtet und gesehen, wie er in Gemeinschaft mit andern Vögeln an den höchsten Zweigen und Nesten der Bäume ein Nest neben dem andern aufhängt und sich von den Winden mit den Zungen hin- und herwiegen läßt. Das beutelförmige Nest ist unten weit und oben schmal. Die Deffnung ist oben

an der Seite angebracht. Die Nester sind nicht klein, da sie oft  $\frac{1}{2}$  Meter Länge haben. Diese Webervögel hat man auch zu uns gebracht. Wird Männchen und Weibchen zusammen gesperrt und legt man die Fasern des Hanfes und Flachses in den Bauer, dann beginnt der Bau des Nestes bald.

Es gibt noch gelbstirnige Webervögel, dann Tahawebervögel, welche die Nester an Rohrstengel binden, auch Bahaliwebervögel, die Stacheln an die Außenseite des Nestes weben, damit Schlangen und andere Raubthiere fern bleiben u. a. So hat der Schöpfer in seiner Weisheit und Liebe auch den Vögeln wunderbare Gaben verliehen, damit sie den Menschen seine Schöpfermacht offenbaren und ein Vorbild zum Fleiße und zur Sorgfalt werden.

## Die Fliege.

Von G. Lausch.

Ein Pferdapaar zog einen Wagen  
Im Trab nach sich, und von dem Wagen  
Entstand im Weg ein großer Staub  
Und ein Gerassel, das fast taub

Die Menschen machte. Unter Lachen  
Sprach eine Fliege auf dem Wagenbaum:  
„Was ich für einen Staub kann machen!  
Und welchen Lärm! ich wußt' es selber kaum!“

## Avignon.

Von F. Töpfer.



Im Süden von Frankreich, an dem linken Ufer der Rhone, liegt da, wo dieser Strom sich theilt und die Insel Barthelasse bildet, die Stadt Avignon. (Früher 100 000, jetzt 40 000 Einw.) Sie hat etwa eine Stunde im Umfange und ist mit starken Mauern, aus denen vielfach stattliche und zinnenreiche Thürme hervortreten, umgeben. Sieben Thore führen in das Innere der Stadt, welches aber durchaus nicht dem imposanten äußeren Bilde derselben entspricht, denn die Straßen sind vielfach krumm, eng und schmutzig. Nur der, zumeist von Kaufleuten bewohnte Stadttheil hat ein freundlicheres Aussehen.

Von den Mauern Avignons aus führte früher eine steinerne Brücke über die beiden Rhonearme nach dem, auf dem rechten Ufer gelegenen, kleinen Städtchen Villeneuve. Von diesem großen, 260 Meter langen Bauwerke stehen nur noch drei Bögen im Strome, ein vierter lehnte sich an die Mauer. (Siehe das Bild.) Hochwasser vernichteten in den Jahren 1660 und 1670 den übrigen Steinbau.

Von dem Plateau des Ralffelsens le Rouque des Doms hat man eine wundervolle Aussicht über die ganzen fruchtbaren Gefilde, welche die Stadt umgeben. Auf genanntem Felsen befinden sich großartige, weit in's Land hinaussehende Bauten: die gothische Kathedrale mit zwei mächtigen Thürmen, sowie das ehemalige



Schloß der Päpste, welches einer großartig angelegten Burg gleicht. (Siehe das Bild.) Jetzt sind die weiten Räume des Schlosses zu Kasernen umgewandelt.

Avignon war nämlich längere Zeit (1308—1376) Residenz der Päpste und gehörte mit seiner Umgebung bis zur französischen Revolution zu dem weltlichen Besitze des päpstlichen Stuhles. Noch heute ist die kirchenreiche (43) Stadt der Sitz eines Erzbischofs, unter dessen Be-

Kavaren, eines gallischen Völkerstammes. Später fiel Avignon in die Hände der eroberungsfüchtigen Römer. Von diesen kam es an die Burgunder, von den Burgundern an die Gothen, dann an die Sarazenen. Als in der Folge deren Macht von Karl Martell zertrümmert wurde, kam Avignon unter fränkische, später unter päpstliche Herrschaft. Fast all dieser Herrschaftswechsel vollzog sich unter blutigen Kämpfen. Im Jahre 1791 war es in Avignon



Avignon.

fehle vier Bischöfe stehen. Die Bewohnerschaft zeichnet sich durch ihre streng katholische Gesinnung aus. — Die industrielle Thätigkeit der Einwohner erstreckt sich auf Krappbereitung und Krappfärberei, Safrangewinnung und Weberei in Seide und Sammt. Ueber 4000 Webstühle sind der Seidenindustrie dienstbar. Berühmt sind ferner die Mandeln, der Honig und das Wachs von Avignon. Auch die Weine, welche in der Umgegend erzeugt werden, sind von vorzüglicher Qualität.

Avignons Gründung fällt in die Zeit vor Christi Geburt. Von den Römern wurde es Avenio genannt; es war damals die Stadt der

das letzte Mal, daß das Blut in Strömen floss. Der mit seiner Rote hier hausende Jourdan wüthete förmlich, einem Tiger gleich, unter der Bevölkerung der Stadt. Die Menschen wurden massenhaft abgeschlachtet, denn der Baum der Freiheit sollte und mußte ja mit Blut getränkt werden!

Noch mag dies hier Erwähnung finden, daß sich in dem, Avignon benachbarten herrlichen Thale von Vaucluse der berühmte italienische Dichter Petrarca (lebte im 14. Jahrhundert) längere Zeit aufhielt und hier seine schönsten Lieder dichtete.



## Heimweh.

Ein Brief aus der Pension Von Cäcilie Mölte.

Da steht ein großes, graues Haus,  
Sieht fast wie ein Gefängniß aus,  
— Doch nein, so schlimm ist's doch noch nicht,  
Es fehlt ihm nur das Sonnenlicht;  
Ringsum viel hohe Häuser stehn,  
Kein Baum ist, ach kein Gras zu sehn,  
Es steht ja mitten in der Stadt,  
Das ist das Mädchenpensionat.

Da sitzt nun Cure Elly drinn,  
Mit schwerem Kopf und trübem Sinn,  
Da ist sie endlich angelangt,  
Nach Hause sie sich sehnt und bangt.  
Daheim, daheim! da ist's so wonnig,  
Da sind die Stuben hell und sonnig.  
Mein eigen Zimmer, ach so nett,  
Mit seinem trauten Himmelbett.  
Da war ich gern allein und stille.  
Hier gibt es Mädchen, ach in Fülle,  
So laut und voller Uebermuth,  
Bis jetzt bin ich noch keiner gut.  
Ach, wie ich mich nach ihr schon sehne,  
Nach meiner Besten, meiner Vene!

Darf nun auch deutsch jetzt nicht mehr sprechen,  
Zum Lachen ist mein Nadebrechen,  
Denn sprech' ich deutsch, da steht gewiß  
Gleich hinter mir die blonde Miß,  
Herbeigeeilt kommt auch gar schnelle  
Die schwarzgelockte Mademoiselle,  
„Eh bien, parlez français, ma chère!“  
Ach gern, es ist nur furchtbar schwer.

Daheim, da sang ich alle Lieder  
So wie ich sie gehört, Euch wieder,  
Hier geht das nicht, ich muß, o Grauen,  
Beim Singen in den Spiegel schauen,  
Muß hübsch die Zunge niederlegen  
Und darf die Kiefer nicht bewegen,  
Und singe la, la, nichts weiter.  
Ich sage Euch, es klingt nicht heiter,  
Doch klingt es stark und glockenrein,  
Drum muß es wohl so richtig sein!

Das kurze Kleid ist ganz verbannt,  
Mit dem ich noch zum Wald gerannt,  
In dem ich gar so gut konnt' haschen,  
Das mit den großen, tiefen Taschen,  
Voll Moos und voller Flechtentram;  
Mit Schmerz ich heute Abschied nahm.  
Jetzt trag' ich ein ganz langes Kleid  
Und schreite voller Eitsamkeit.  
Das Knirchen muß ja nun auch weichen  
Dem Kompliment voll Würd' und Schweigen.

Der Lederkoffer steht noch da,  
Der gestern auch die Heimat sah,



Er sieht jetzt ganz trübselig aus,  
Die Stebensachen sind heraus,  
In Fach und Schränken eingeräumt.  
Gepackt zu sein er sehndend träumt.  
Gerad wie ich, ich packte gerne  
Und führ mit ihm in blaue Ferne.  
Dahin wo Ihr seid, meine Lieben,  
Wär gerne noch bei Euch geblieben,  
Doch weiß ich ja, es muß so sein,  
Muß in den Kopf gar viel hinein,  
Und das wird hier gar leicht geschehen.  
Will fleißig sein, das sollt Ihr sehen!  
Will mich in Allem tüchtig plagen,  
Dann sollt Ihr von der Elly sagen,  
Daß sie die Zeit genüßet hat,  
Hier in dem Mädchenpensionat!

Schickt mir nur bald ein Brieflein her,  
Dann ist mein Herz mir nicht so schwer,  
Ach, wär ein Täubchen meine Post,  
Das wäre mir ein süßer Trost,  
Das brächte Kunde mir von Allem,  
Was mir daheim so wohl gefallen.  
Ihr schreibt doch bald? Vieltausend Grüße —  
An Garten, Hof und Wald und Wiese,  
An Vene, die Geschwister mein, —  
Ach könnt' ich wieder bei Euch sein!



## In's Riesengebirge.

Von E. Wießner.

(Zu dem Bilde Seite 352.)

### 2. Von Hermsdorf bis zu den Schneegruben.



Das ist ein weiter Weg, zu dem wir uns stark machen müssen; er ist aber lohnend und der Anstrengung werth.

Gleich hinter der Kirche zu Hermsdorf steigen wir bergan und gehen an Wernersdorf und Kaiserswaldau vorüber nach Petersdorf am Zacken. In dem 2300 Einwohner zählenden Dorfe werden die schönen Leinwand-, Spiegel-, Spielwaaren- und Papierfabriken angesehen und an dem nun engen Zackenthale wird in das Hochgebirge gewandert. Der Zacken windet sich über große Granitmassen, die auch auf den Berghöhen zahlreich gefunden werden. Der Gewitterregen vermag die geringen Wassermassen oft in wenigen Stunden in große Ströme zu verwandeln, welche dann brausend und schäumend zur Tiefe eilen. Die Höhen sind mit kräftigen Laub- und Nadelbäumen bewachsen, die von den Händen der Förster sorglich gepflegt werden. Hinter Petersdorf liegt der Musikantenstein, an welchem 1801 dort aufgestellte Musiker den König Friedrich Wilhelm III. und die Königin Luise begrüßten. Hier werden auch zwei Buchen gewiesen, in deren Rinde das Königspaar seinen Namen eingegraben hat. Der Fluß macht später einen Bogen nach Süden und bildet das tiefe schwarze Wog, von dem aus nach 10 Minuten aus einem hübschen Thale der Weg zum Rettungshause für verwaahrloste Kinder, das zu Schreiberhau gehört, führt. Hier ist nun das fast 4000 Seelen zählende Dorf Schreiberhau erreicht. Das ist ein rechtes Hochgebirgsdorf; es hat den Bewohnern an zusammenhängendem Raum für den Aufbau ihrer Wohnstätten gefehlt, darum ist es in zwanzig einzelnen Häusergruppen erbaut, die sich in allen Seitenthälern des Zacken bis zum Ramm des Riesengebirges fortziehen, so daß die entferntesten Gemeindegemeinschaften bis zur Kirche fünf Stunden

zurückzulegen haben. In Schreiberhau ist früher das größte Vitriolwerk Preußens gewesen. Die Straße führt am Zacken zu Königs Gasthaus, das eine wundervolle Aussicht auf das Gebirge bietet und dessen Umgebung stadthänlich ist. In der Nähe ist der prächtige Rochelfall mit der Rochelkrone, der Ranzel und der Brücke.

Wir wenden uns nach Josephinenhütte, das drei Stunden von Schreiberhau entfernt ist. Hier ist die vom Grafen Schaffgotsch angelegte größte Glashütte Schlesiens. Für über 600 000 Mark Glas wird alljährlich gefertigt und bis nach England und Amerika ausgeführt. Die Warmbrunner Badegäste und viele Gebirgswanderer finden sich hier zusammen, um von hier aus ihre Bergpartien zu unternehmen. Darum sind schöne Gasthäuser und kundige Gebirgsführer vorhanden. Der Wald besteht bei Josephinenhütte besonders aus prächtigen Fichten, welche zu den vier Schmelzöfen das Brennmaterial liefern. Die Fremden suchen auf einem etwas beschwerlichen Wege den Zackenfall auf. Ein kleiner Quellarm des Zacken macht im dichten Walde einen Sprung von 26 Meter; zuvor sammelt sich die Wassermasse in zwei kleinen Becken an und stürzt sich in einer steilen Granitspalte, deren Wände wie aufgemauert nebeneinander fortlaufen, zweimal aufschlagend, mit Tosen in die Tiefe hinab. Auf Stufen geht man zum Grunde und hat die Freude, den prächtigen Wasserfall von unten zu schauen. An dem Wasserfalle ist eine Baude, die Nachtquartier für 20 Personen bietet.

Nach 1 1/2 stündiger Wanderung ist das Ende der Baumregion bei der neuen schlesischen Baude erreicht. Nach und nach ist der Wald dünner geworden und nur noch krüppelhafte Kiefern, welche den Uebergang zu dem auf der Erde kriechenden Knieholze bilden, bedecken den Boden. Immer öder und leerer wird es und immer mehr stirbt das Leben ab. Auf der Rammhöhe treten die Hochwiesen auf, welche die weiten Flächen mit dem kleinen



gelblichen Grase, das seine schmalen Blätter stachelig zusammenrollt, bedecken. Wenn diese Fluren auch den Namen Wiesen führen, so sind sie es nicht im Sinne unserer Wiesen, da ihnen das frische Grün fehlt. Traurig und einsam ist der Anblick der gelblichen Flächen, die von dem niedrigsten Knieholze durchzogen werden. Viele Stellen sind weich wie ein Schwamm; es sind dies die weiten Moor- oder Torfwiesen, die das Wasser häufig an sich ziehen und so die unaufhörlichen Wasser-Behälter der Quellen werden, die aus diesen Wiesen abwärts laufen und sich zu Bächen vereinigen. Der Gang auf dem Hochgebirge erfordert Vorsicht, da der Wanderer auf den Torfwiesen einsinkt, zum mindesten sich nasse Füße holt.

Noch einförmiger als die Pflanzenwelt wird die Thierwelt. Alles Leben hat sich aus diesen Einöden in das Thal geflüchtet. Nur hin und wieder wird der piepende Ton einer Schneelerche vernommen.

Auch die Wohnungen der Menschen werden seltener. In den Bänden, den niedrigen Häusern, deren Dächer zum Schutze gegen Windstürme auf der Erde ruhen, haben vereinzelt Menschen ihr Obdach aufgeschlagen und gewähren den Reisenden in ihren großen Stuben, in denen Menschen und Vieh beisammen sind, Obdach und Speise. — Wir verlassen die neue schlesische Baude und wandern am Reifträger, der sich einem großen Sargdeckel ähnlich 1350 Meter über dem Meerespiegel erhebt, an dem mit Stangen bezeichneten Wege zu der Schneegrubenbaude. Der sehr aufmerksame und gemüthliche Wirth sucht nach den mühsamen Wanderungen den Reisenden möglichst zu er-

heitern. Nach der Erholung wird von der Baude hinuntergeschaut in die große (rechts) und kleine (links) Schneegrube, den wilden Felsentesseln, welche 300 Meter tief senkrecht fallen. Schauerlich und schwindelnd ist der Niederblick, der in unmittelbarer Nähe nur beherzten Gebirgsreisenden zu rathen ist. Zwischen beiden Gruben ist eine Felsenwand, der Sattel, auf der unter Leitung eines kundigen Führers in die Gruben gegangen werden kann. Der Grund ist den ganzen Sommer hindurch mit Schnee bedeckt und daneben stehen manns hoch Eisenhut- und Gänsedestelstauden in schönster Blüthe. Merkwürdig ist in der kleinen Grube die Basaltader, welche sich in dem granitischen Gebirge mehrere Meter breit aufwärts zieht.

Die Aussicht von der Grubenbaude ist über alle Beschreibung entzückend. Vor den Augen unmittelbar liegen die düstern Schneegruben und dahinter die lachenden Fluren um Warmbrunn und Hirschberg, die sich unter dem dunkelgrünen Hochwalde mit den silbernen Streifen der Flüsse und den rothen Linien der Städte ausbreiten. Leider ist dieser Anblick nicht immer zu genießen; oft plötzlich kommt der böse Nebel und trübt die Aussicht. Es sind dies die Nebel und Wetter, die die Höhen und Tiefen verschleiern und sogar den einsamen Wanderer umschließen und ihn auf seinem Pfade beängstigen. Wohl dem, der dann in seiner Nähe einen sichern Führer oder ein schützendes Obdach hat. Gar oft hat der einsame Wanderer unter großen Sorgen lange umherirren müssen oder ist gar um das Leben gekommen. Der Volksglaube hat dem vermeintlichen Rübezahl die Schuld gegeben.

## Eine Gruselgeschichte.

Nach einer wahren Begebenheit erzählt von Wilhelm Dehm.

(Schluß.)



ährend wir etwas aßen und tranken, tobte draußen das Gewitter. Der Regen ergoß sich in Strömen und plätscherte von den Dächern; die Bäume rauschten und bogen sich unter der Gewalt des Windes; blen-

denbe Blitze beleuchteten die durch eine Dellampe spärlich erhellte Stube; heftige Donnerschläge erschütterten das Haus. Die Heftigkeit des Gewitters hielt indessen nicht lange an, Blitz und Donner wurden immer seltener und schwächer; der Regen ließ nach; der Wind legte sich all-



mäßig. Friedlich und in heiterer Klarheit glänzten nun wieder die freundlichen Sterne am tiefblauen Himmel über eine prächtige Frühlingsnacht. Der Aufregung in der Natur folgte Stille und Ruhe, auch bei uns war das der Fall. Ermüdet suchten wir sie — sollten sie aber nicht sogleich finden.

Der Wirth, ein etwas mürrisch und finster aussehender Mann, führte uns eine Stiege hoch in ein großes leeres Zimmer, in dem sich nur zwei Betten und zwei einfache hölzerne Stühle bemerkbar machten. Die Wände waren kahl und hatten jene Farbe, die sich zwischen Weiß, Grau und Schwarz bewegt.

Nachdem uns der Wirth eine im mürrischen Ton gesprochene „gute Nacht“ gewünscht hatte, hob er mit einem Ruck die Zimmerthüre aus und verschwand mit ihr. War das nicht sonderbar und auffallend? Ich war darüber so erstaunt, daß ich im ersten Augenblick keine Worte fand, um ihn zu fragen, was denn das Ausheben und Mitnehmen der Thüre bedeuten sollte! Dieser sonderbare Vorfall beunruhigte mich einigermaßen, um so mehr, als der Wirth, ein robuster und starker Mann, nichts Freundliches und Vertrauenerweckendes in seinem Benehmen hatte. Meine Schwester gerieth förmlich in Angst und ich hatte einige Zeit zu thun, um sie zu beruhigen. Wir setzten uns unausgekleidet auf die Betten und ließen das Licht brennen. Leider war es so klein, daß es kaum eine Stunde vorhalten konnte. Lange wollte sich der Schlaf bei uns nicht einstellen. Jedes Geräusch kam uns verdächtig vor und ließ uns erschreckt auf den offenen Eingang hinsehen, auf dessen Schwelle wir die fast herkulische Gestalt des Wirthes, bewaffnet mit einem Mordinstrument, zu sehen fürchteten. Endlich machte die Natur ihre Rechte geltend; meine Schwester war auf das Bett hingefunken und schlief so gut, als befände sie sich im elterlichen Hause. Noch kämpfte ich einige Zeit gegen den Schlaf an; endlich überwältigte er auch mich.

Als wir am nächsten Morgen erwachten, schien die Sonne schon zum Fenster herein und übergieß uns mit ihren goldenen Strahlen. An das Fenster getreten, glänzten an den Spitzen der Gräser Myriaden Thautropfen in allen Farben der Edelsteine; die Finken ließen in den vor uns liegenden Gärten ihren hell schmetternden

Schlag frisch und fröhlich erschallen; der Ruckuf rief aus dem nahen Walde herüber, als wolle er uns einladen, zu ihm zu kommen; die Lerchen sangen, über den Wiesen und Getreidefeldern schwebend, ihre herrlichen Weisen; balsamische Luft strömte durch das geöffnete Fenster herein und vertrieb den dumpfen Geruch der Stube und die bösen Träume der Nacht.

Ueber das Alles hätte ich beinahe die weiße Erscheinung des gestrigen Abends und das Schlafen bei einer ausgehängten Thüre vergessen. „Wie hast Du geschlafen?“ fragte ich meine eben erwachte Schwester. „Nachdem ich einmal eingeschlafen war, ganz gut,“ antwortete sie. „Nun, da bin ich etwas übler daran gewesen,“ versetzte ich; „denn einmal schlief ich später als Du ein und dann quälte mich auch ein böser Traum. Ich sah nämlich den Wirth mit einer Art, welche durch die Finsterniß wie Silber glänzte, vor der offenen Thüre auf- und abgehen.“ „Der wollte uns nur bewachen,“ fiel meine Schwester scherzend und lachend ein. Ich erwiderte: „Jetzt, am hellen Tage hast Du gut scherzen und lachen; gestern Abend war es Dir bei der weißen Frau und bei dem Aushängen der Thüre nicht wohl zu Muth. Jetzt da die Gefahren vorüber sind, wächst Dir der Muth.“ „Komm,“ sagte meine Schwester lächelnd, „mit der Toilette sind wir fertig; denn sie war heute ziemlich einfach, da wir uns unausgekleidet zu Bett begeben haben.“

Ich hatte mir vorgenommen, R. nicht eher zu verlassen, als bis ich mir über die Vorfälle von gestern Aufklärung verschafft hatte. In die Gaststube getreten, bezahlte ich dem Wirth die sehr mäßige Rechnung, die billigste in meinem ganzen späteren Leben, und fragte ihn dann, was ihn bewogen habe, die Thüre an unserem Zimmer auszuhängen und mitzunehmen. „Das will ich Ihnen sagen,“ erwiderte er — „die Thüre bedurfte einer Reparatur, und da der Schreiner gestern Abend gerade bei mir war, so habe ich sie ihm mitgegeben.“ Mit dieser Erklärung konnte ich mich wohl zufrieden geben; weniger aber war dieses der Fall, wenn ich der Rücksichtslosigkeit gedachte, mit der wir von ihm behandelt worden waren. Indessen, wir lächelten über die ausgestandene unangenehme Situation, ohne davon dem Wirth etwas merken zu lassen,



und entfernten uns — nicht aber dahin, wo unser Reiseziel lag, sondern in der Richtung, aus der wir gestern gekommen waren; denn das Räthsel mit der weißen Erscheinung war noch zu lösen.

Als wir wieder in die Nähe der Stelle gekommen waren, wo wir die weiße Gestalt gesehen hatten, stand diese noch am Wege — rein und weiß, wie frisch gefallener Schnee, vom Glanze der Sonne überstrahlt. Wir sahen einander an — und lachten. Wer war die Gestalt? Maria mit dem Jesuskinde auf dem Arme. Den unteren Theil der weiß angestrichenen Bildsäule konnte man vor den sie theilweise umgebenden Kornfeldern in der Dunkelheit nicht erkennen, wodurch die Täuschung, eine hochauferrichtete Frau zu sehen, noch vollkommener gemacht wurde. Was wir für eine Haube gehalten hatten, war ein Kranz von Feldblumen, mit einem Bande umwunden, welcher der Maria auf das Haupt gesetzt worden war.

So hatte sich auch dieses Räthsel zu unserer Zufriedenheit gelöst. Während meine Schwester einen Kranz aus den umherstehenden Blumen wand und ihn dann durch mich auf das Haupt des Jesuskinde setzen ließ, jubelten die Vögel über uns in der frischen Morgenluft, schmetterten die Finken ihre hellen Töne aus voller

Brust und rief der Auckuck seinen Namen in alle Welt. Wir aber kehrten bald darauf wieder in das Dorf R. zurück und kamen eine Stunde später an das Ziel unserer Reise.

Ich kann diese „Gruselgeschichte“ nicht ohne die Frage schließen: „Warum fürchten sich die meisten Menschen in der Dunkelheit und nicht am hellen Tage?“ Antwort: „Weil sie die Dinge am Tage in ihrer wahren Gestalt sehen; nichts täuscht sie. Sie können einer allenfallsigen Gefahr entgegentreten und wissen, woran sie sind. Ganz anders ist es im Dunkel der Nacht. Da nehmen viele Dinge eine andere Gestalt an. Die Dunkelheit macht, daß wir in den Gegenständen allerlei seltsame und abenteuerliche Gegenstände zu erkennen glauben, vor denen man auf seiner Hut sein müsse. Das ängstliche Gefühl der Furcht ist da, und damit hat die Phantasie (Einbildungskraft) freien Spielraum gewonnen, der von ihr gehörig ausgebeutet wird. Man erzählt dann Dinge, die man gesehen und gehört haben will — an die man nicht nur selbst glaubt, sondern an die auch andere furchtsame und abergläubische Menschen glauben. Ist doch das „Gruseln“ ein so schauerlich süßes Gefühl, daß es vielen Menschen Vergnügen macht, sich auf Kosten der Wahrheit „gruseln“ zu können.“

## Das wohlthätige Kind.

Von Ernst Lausich nach Goethe aus „Göz von Berlichingen“.

Es war einmal ein Kind, dem lag sein lieb Mütterlein krank und es sprach: „Liebes Kind, sieh ich bin krank und kann nicht ausgehen, hier hast Du Geld und hol Dir ein Frühstück.“

Das Kind nahm das Geld und ging hin. Da begegnete ihm ein alter Mann, der kaum mehr gehen konnte, und sprach: „Liebes Kind, schenk mir was, ich habe gestern und heute kein Brot gegessen und bin hungrig.“

Das Kind bedachte sich nicht lange, sondern gab ihm das Geld, das für ein Frühstück sein sollte. Als aber der alte Mann danach griff, nahm er das Kind bei der Hand und ward in

dem Augenblick zu einem glänzenden Heiligen und sagte: „Liebes Kind, für die Wohlthätigkeit belohnt Dich die Mutter Gottes durch mich. Welchen Kranken Du anrührst, der wird gleich gesund.“

Da lief das Kind nach Haus, konnte vor Freude nicht reden und fiel nur dem lieben Mütterlein um den Hals. Da rief die Mutter: „Wie ist mir!“ und war gesund.

Das Kind aber ward ein berühmter Arzt, heilte Kaiser und Könige, ward reich, sehr, sehr reich und baute ein großes Kloster.



## Schwalbenschutz.

Gemüthlich, froh.

comp. von R. Müller.

*mf*

1. Die Schwälb=den, die lie=ben, sie bau=en ihr Nest, aus  
 2. Sie flie=gen ver=trau=lich hin=ein und her=aus und  
 3. Ihr kommt voll Ver=trau=en als Gä=ste von fern; wir

*mf* Ped. \* Ped. \* Ped.

1. Fen=ster ge=sim=se so zier=lich und fest; sie  
 2. grü=ßen mit Zwi=schern die Fen=te im Haus. Wir  
 3. tran=en euch wie=der und schü=ßen euch gern. Euch

\* Ped. \* Ped. \* Ped.

1. bau=en so furcht=los, als wüß=ten sie nicht, daß  
 2. grü=ßen euch wie=der, o seid nur nicht schen! Kein  
 3. hat ja ge=sen=det Gott selbst, der euch liebt. Wenn

*mf*

\* Ped. \* Ped. \*



1. un - ter den Men - schen manch böß - li - cher Wicht, daß  
 2. Leid soll ge - sche - hen euch Böß - lein so tren, kein  
 3. wir euch nicht heg - ten, er wir - de be - trübt; wenn

*mf*

*Ped.* \* *Ped.* \* *Ped.* \* *Ped.* \*

1. un - ter den Men - schen manch böß - li - cher Wicht.  
 2. Leid soll ge - sche - hen euch Böß - lein so tren.  
 3. wir euch nicht heg - ten, er wir - de be - trübt. Enslin.

*mf*

*Ped.* \* *Ped.* \* *Ped.* \* *Ped.* \*

*cresc.* *dim.* *p*

\* *Ped.* *fz.* \* *Ped.* \* *Ped.* \*

*cresc.* *dim.* *p*



Die große Schneegrube im Riesengebirge. (Siehe Seite 346.)



Redaktion und Verlag: G. Schwesfschke, Sep.-Uto., in Halle. Gebauer-Schwesfschke'sche Buchdruckerei in Halle.  
 Preis vierteljährlich 2 Mark. Die Bände I—XII der „Illustrirten Zeitung für Kleine Leute“ sind zum Preise von 4 Mark pro  
 Band in allen Buchhandlungen zu haben.

Ayuntamiento de Madrid